Nr. 348. 40. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Dienstag, 11. Juli 1911

Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Universitätssorgen.

Wer das deutsche öffentliche Leben unserer Zeit lediglich nach den Kundgebungen in den Volksvertretungen, nach den tausendfältig abgehaltenen Volksversammlungen und namentlich nach den Darstellungen der unübersehbaren Tageszeitungen aller Parteien beurteilt und bewertet, der muß unbedingt zu der Schlußfolgerung gelangen, daß von dem ehemaligen Volke der Denker kaum noch ein Rest, kaum noch eine Spur übrig geblieben. Politische, soziale und namentlich wirtschaftliche Fragen beherrschen dieses neudeutsche Volk ganz ausschließlich und füllen seinen Gesichtskreis vollständig aus. Es ist ihm nicht fowohl um die Ausgestaltung seiner Weltanschauung zu tun als vielmehr um die Betätigung im Welthandel. So ungefähr würde sich das deutsche Volk, in jenem Spiegel betrachtet, ausnehmen. Aber der Einzelmensch lebt ebensowenig vom Brot allein, wie das Volk lediglich von den Wunderfrüchten der Technik. Und am wenigsten genügt das dem deutschen Menschen, dem deutschen Volke. Draußen auf den Gassen tobt freilich der laute, politische, soziale und wirtschaftliche Kampf, und er betäubt vielfach den inneren Sinn, so daß er wie regungslos sich hinfristet. Dennoch ist er lebendig und verharrt keineswegs in stumpfer Gleichgültigkeit gegenüber dem betörenden äußeren Lärmen. Und es ist das beste Zeugnis für die wenn auch weniger herausfordernde Triebkraft dieses inneren Sinnes, daß er neuerdings mehr und mehr der Lösung von Fragen und Aufgaben sich zuzuwenden beginnt, die nicht vorzugsweise, nicht in erster Linie auf politische Macht- oder Magenangelegenheiten hinausgehen.

Es ist ein ganz entschieden günstiges Zeichen, daß sich unsere führenden Geister mit Erörterungen hervorwagen, die ganz abseits von den sogenannten Forderungen des Tages liegen, nämlich mit Fragen, betreffend die Entwickelung der gelehrten Studien und der Gelehrtenschulen, also der Universitäten. Allmählich beginnt nämlich die Ansicht Wurzel zu fassen, daß unsere Hochschulen, trotz ihrer allgemein anerkannten Entwickelungshöhe, trotz der von allen Kulturvölkern beneideten Organisation ihrer Einrichtungen, an einem kritischen Wendepunkt angelangt seien. Unsere Hochschulen haben bisher einen Doppelzweck verfolgt. Stätten der Forschung zu bilden und das gesicherte Wissensergebnis den Hörern zu übermitteln, dergestalt, daß diese dabei auch in die Forschungsund in die Untersuchungsmethoden eingeführt wurden. Darauf beruht die unsere Universitäten von denen der meisten Kulturländer auszeichnende und unterscheidende Eigenart.

Mit der ungeheuren Ausdehnung und Vertiefung des Wissensgebietes und der Erkenntnismethoden hat es sich mehr und mehr herausgestellt, daß jener Doppelzweck an unseren Universitäten kaum noch erfüllbar ist. Entweder Forschungsstätte oder Unterrichtsstätte. Das ist nach der Ansicht hervorragender Männer der Wissenschaft die Alternative — und es sei im voraus hinzugefügt: die traurige Alternative —, vor die unsere Universitäten, ein berechtigter Ruhmesstolz deutschen Geistes, gestellt seien. In erster Linie gelte das von den angewandten wie den theoretischen Naturwissenschaften. Allein auch bei manchen unter den sogenannten Geisteswissenschaften beginne sich dieser gleiche Entwickelungsvorgang bereits deutlich bemerkbar zu machen. Die wissenschaftliche Forderung des Tages sozusagen verlange daher zunächst reine Forschungsstätten, in denen ohne irgendwelche Rücksichtnahme auf die Praxis des Lebens von den dazu besonders befähigten und berufenen Gelehrten die wissenschaftliche Erkenntnis fortentwickelt und die hierzu notwendigen Untersuchungen angestellt werden sollen. Hier soll der Forscher, ledig und frei von allen Verpflichtungen, die das Lehramt, die Verwaltung der Universitätsgeschäfte, die Last der abzuhaltenden Staatsprüfung dem Professor auferlegt und ihn dadurch vielfach lähmt, ausschließlich seinen wissenschaftlichen Aufgaben obliegen.

In neuester Zeit sind bekanntlich derartige Forschungsinstitute in Amerika, in Frankreich und auch in Deutschland durch die Hochherzigkeit einzelner Freunde und Förderer der Wissenschaften ins Leben gerufen worden. Aber gerade in diesen mit allen erforderlichen Mitteln so glänzend ausgestatteten Forschungsstätten erblicken viele vorausschauende Köpfe unter unseren Hochschullehrern — wir nennen nur Namen wie den Emil Kräpelins und Wilhelm Ostwalds — eine Gefahrenquelle für unsere Universitäten, denen eben durch jene Forschungsstätten ihre besten Kräfte entzogen werden würden. Diese Besorgnis erscheint denn auch tatsächlich nicht unbegründet. Und auch die andere Besorgnis ist nicht unbegründet, daß unsere Universitäten zu ausschließlichen Heranbildungsstätten für die höhere Beamtenschaft und für Aerzte heruntersinken würden. Beides müsse jedoch vermieden werden, und zwar in dem bestverstandenen Interesse sowohl jener rein szientifischen Forschungsstätten, als auch der jetzigen Universitäten mit ihren Lehr- und Forschungszwecken. Wie aber diese Mißstände beheben, wie den angedeuteten Gefahren in der Entwickelung unserer höchsten Unterrichtsanstalten sowie dieser neubegründeten Forschungsstätten begegnen?

Darauf geben die genannten Forscher Kräpelin und Ostwald, so verschiedenartig ihre Gesamtanschauung sonst auch sein mag, die sehr beherzigenswerte Antwort, daß diese Forschungsinstitute so innig wie möglich an die bestehenden Hochschulen angegliedert werden müßten. Nicht etwa, daß sie integrierende Bestandteile der Universitätskorporationen würden, sondern daß eine wissenschaftliche Freizügigkeit sozusagen zwischen beiden gestattet werden möchte. Den Forschern und deren wissenschaftlichen Gehilfen solle es unbenommen sein, nach ihrer freien Neigung gewisse wissenschaftliche Fragen vor Universitätshörern zu erörtern, und andererseits sollten die Forschungsstätten auch großherzig genug denjenigen Universitätslehrern, die ihrem Forschertriebe Genüge tun wollen, die Mittel zur Verfügung stellen, über die jene Institute verfügen. Diese Wechselseitigkeit in den Beziehungen würde sich für beide Teile als ungemein fruchtbar erweisen. Wer diesen wichtigen Fragen — in des Wortes wahrster Bedeutung „Kulturfragen" — nachgeht, der muß zugeben, daß sowohl die hier angedeuteten Universitätsforgen nicht minder begründet sind wie die vorgeschlagenen Vorbeuge- und Abhilfemaßregeln gleichfalls eine annehmbare Gewähr in sich tragen. Auf alle Fälle ist diese für unsere gesamte wissenschaftliche Entwickelung ganz ungemein wichtige Angelegenheit eines lebhaften öffentlichen Interesses gar sehr wert.

Die Annexion Tibets durch China.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

β **London**, 11. Juli.

Aus Schanghai wird der „Morning Post" telegraphiert, daß die Bildung einer neuen chinesischen Provinz Tschwansi in Aussicht genommen sei. Die neue Provinz soll aus dem westlichen Teil von Tsetschuan und dem östlichen Teil von Tibet mit der Hauptstadt Batang bestehen. Das System der Stammhäuptlinge solle abgeschafft und dafür ein Gouverneur, drei Taotais und Präfekten ernannt werden. Nur ein Amban mit zwei Sekretären würde in Lhassa residieren. Die Umgestaltung solle sofort stattfinden.

Die Marokkoverhandlungen.

Die Kompensationsfragen. — Chauvinistische Hetzereien. — Das Märchen von der Flottenstation.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

L Paris, 11. Juli.

Die französischen Zeitungen bleiben im allgemeinen weiter bemüht, die Marokkokonversation nicht durch Kommentare und Nachrichten zu verwirren. „Petit Parisien" konstatiert, daß der erste Eindruck in Paris und in Berlin gut war, „Journal" und „Paris-Journal" tun das gleiche, warnen vor allzu großem Optimismus bei Berechnungen für die Dauer der Verhandlungen. „Matin" sagt, daß beide Regierungen darin übereingekommen seien, keinerlei Mitteilungen während der Verhandlungen zu machen, versichert aber gleichzeitig, die Regierung der Republik sei entschlossen, die Kompensationsfragen im weitesten Sinne zu behandeln (avec l'esprit le plus large). Eine besondere Stellung nimmt das „Echo de Paris" ein. Auch dieses Blatt bemerkt in einer redaktionellen Notiz, die Verhandlungen gäben Hoffnung auf baldige Einigung, schickt aber dieser versöhnlichen Bemerkung eine Mitteilung in aufhetzender und irreführender Form hinzu. Der Auslandsredakteur André Mévil schreibt unter dem Titel „Intervention der Vereinigten Staaten; ein doppelter Schritt Rußlands": „Nach Mitteilungen aus bester Quelle können wir versichern, daß die Vereinigten Staaten in Berlin mitteilen ließen, die Errichtung einer Flottenstation an der atlantischen Küste Marokkos würde die Interessen Amerikas schwer verletzen. Die Vereinigten Staaten würden in der Errichtung einer solchen Station eine Gefahr für die Sicherheit des Panamakanals sehen, was für sie eine direkte Drohung bedeutet. Die Regierung in Washington hat hinzugefügt, daß sie sich der großbritannischen Auffassung völlig anschließe und bereit sei, sie zusammen mit dem Londoner Kabinett zu unterstützen. Dieser Schritt beweist, auf welche Schwierigkeiten Deutschland stoßen würde, wenn es daran dächte, sich in Agadir zu installieren. Andererseits können wir auf den vollen Beistand Rußlands rechnen. Rußland hat durch Herrn Neratow, den Vertreter Sasonows, dem deutschen Botschafter in Petersburg anzeigen lassen, daß die russische Regierung bereit sei, unter den jetzigen Umständen Frankreich seine weitestgehende Unterstützung zu geben." So weit das „Echo de Paris", dessen Haltung keines Kommentars bedarf. Es genügt, darauf hinzuweisen, daß die Errichtung einer Flottenstation in Agadir ein französisches Phantasieprodukt ist, und daß der amerikanische Protest, wenn er überhaupt erfolgt ist, sich gegen die Pariser Nachrichtenfabrikanten hätte richten sollen. Eine Mitteilung aus Petersburg findet sich auch in anderen Zeitungen. Der „Petit Parisien" schreibt darüber, Unterstaatssekretär Neratow habe vom Botschafter Grafen Pourtalès einige Aufklärungen über die Absichten Deutschlands erbeten, was einigermaßen anders klingt, als die Darstellung im „Echo de Paris".

Die einzige offizielle Erklärung über Marokko wird heute nachmittag in der Kammer der Minister de Selves machen. Was er sagen wird, ist zwar noch nicht bekannt, läßt sich aber vermuten. Er wird darauf hinweisen, daß es mißlich wäre, die eben erst begonnenen Verhandlungen zu stören, und aus diesem Grunde ersuchen, die gewünschten Diskussionen noch aufzuschieben. Nach einigen Blättern ist der Botschaftsrat v. Berchheim von der französischen Botschaft in Berlin nachts in Paris eingetroffen, um dem Ministerpräsidenten und Herrn de Selves persönlich Ex-

Nordosten.

Eine Fahrt ins Altpreußische.

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Engel.

In westpreußischen Eisenbahnzügen sieht man lebendige Menschen, die ein Kreisblatt lesen. Es sind schwere Männer von starker Muskulatur, von kurzborstiger Blondheit, schwerfällig und dennoch herrisch in allen Bewegungen. Von Zeit zu Zeit blicken sie über das Blättchen durch das Fenster, und ihr Blick geht prüfend über die unermeßliche Niederung, über diese Kornfelder, die sich vor ihnen zu neigen scheinen, und über die Wiesen, die die erste Ernte bereits erfahren haben. Dort stehen nun Pferde regungslos still in träumerischer Faulheit, unbewegte dunkle Schatten auf der graugrünen Grasnarbe, und nur die Fohlen springen herum und treiben minderjährigen Unfug. Rindviehherden, alle in den Landesfarben schwarz-weiß, lagern sich hin, ein besonderes Wohlgefallen dem reifenden Grundbesitzer, der den Wunsch empfinden mag, daß auch seine Gutsarbeiter die sparsame Uebung dieser Schwarzweißen annehmen und lernen möchten, das Morgenbrot am Mittag noch einmal wiederzukäuen, ohne neue Zufuhr. Das alles hat den gedämpften Reiz der fruchttragenden, bebauten Ebene. Man glaubt ein ruhiges Epos von regelmäßigem Rhythmus zu lesen, sehr feierlich und zuletzt von der Art, daß die Augen darüber zufallen.

Dann steigen Danzigs Türme über den Horizont, und man wandert in dieser Stadt des alten Hansabundes, in der das moderne Leben sich durch alte Festungstore zwängt, und die bei aller Geschäftigkeit noch jetzt den Zug eines immer drohenden Ernstes im Gesicht trägt. Mögen die Zieraten noch so reich an den Mauern sitzen, die Mauern selbst, die Warttürme und Umfriedungen, alle diese Kolosse aus riesigen Backsteinen mit der schwärzlich-braunen Patina einer jahrhundertelangen Existenz deuten mit finsterem Blick in die Zeiten zurück, wo es der Krieg und nicht der Frieden war, der Städte entstehen ließ. An diesen Wällen tobte sich der ewige Gegensatz zwischen Stadt und Land aus, und einer jener Kreisblattleser, mit dem ich sprach, hatte noch heute einen späten Zorn auf die Städtischen von Danzig, die dem deutschen Ritterorden das Leben so sauer gemacht haben. Er vergaß freilich, daß die Ritter mit dem schwarzen Kreuz auf weißem Schilde damals nur noch die Formen und nicht mehr den Inhalt ihrer erhabenen Mission besaßen. Er vergaß, wenn Danzig gegen die Marienburg dreist wurde, daß es einfach die Jugend war, die ihr Recht gegen das Alter durchsetzte. Der Boden war erobert, die westliche Kultur unter dem Namen des Christentums eingeführt, die Weichsel zum schiffbaren Strom gemacht: die Zeit für das Schwert war vorüber, und mit dem Schwerte gegen das Schwert mußte eine neue Zeit gegründet werden. Aber der Zorn ist geblieben, und bei den starknochigen Herren der Ebene ist auch das heutige Danzig nicht sehr beliebt.

Als ich in diesen Tagen in Danzig war, sah ich zwar auch viele Krieger, denn die Stadt hat sechstausend und mehr Soldaten, aber sie gingen friedlich in der Abendsonne am Artushof vorbei und wiegten sich sehr in den Hüften, wenn die Mädchen vorbeikamen. Ich sah sie auch in Langfuhr in ihrer öden Kasernenstadt. Husaren sind lustige Leute, man hat sie braun und grün und rot, und im Tuschkasten der Armee sind sie die buntesten Farben. Hier aber, aus alten Traditionen des ernsten Landes erwachsen, sind sie schwarz, und die weiße Verschnürung läßt die Farbe der Nacht nur noch mehr hervortreten. Sie heißen die Totenkopfbrigade. An der Mütze und am Kalpak tragen sie, wie jeder Schuljunge weiß, den großen Totenschädel aus Blech, und dieser Blechkopf erinnert nun wirklich wieder an rauhe Kriegstaten und schonungsloses Morden. Müssen die Danziger Mädchen nicht furchtlose Mädchen sein? Sie lassen sich küssen, und wenn sie das Auge schwärmerisch aufschlagen, sehen sie in zwei tote Augenhöhlen und in die schaurige Fratze des Todes.

Schon die Kaiserin Friedrich liebte diese Husaren sehr, und Wilhelm der Zweite, ihr Sohn, zeichnet die Truppe aus, wo er kann. Nun hat er ihnen seinen Erben und ältesten Sohn zum Kommandeur gegeben, und der fröhliche Kronprinz wird vom Oktober ab den schwarzen Attila und den Totenkopf tragen. Danzig freut sich und trifft seine Vorbereitungen, die Husaren bekommen noch einen Extradrill, und das Haus für das kronprinzliche Hoflager wird eingerichtet. Zuerst war dazu das Schloß von Oliva ausersehen. Oliva liegt eine halbe Meile nordwestlich von Langfuhr, und es ist ein überaus lieblicher Ort, mit dem nahen Meere und mit seinen schöngewellten waldgrünen Hügeln ein kleines, feines Wunder und ein dramatischer Punkt in der weiten Ebene. Zisterzienser haben vor siebenhundert Jahren hier ihre Abtei begründet, mit jenem feinen Instinkt für Landschaft, den die geistlichen Herren stets besessen haben; immer und überall in der Welt haben sie es verstanden, sich mit ihren weltfremden Kasteiungen an ausgesucht schönen Punkten anzusiedeln. Oliva — schon der Name deutet auf die Einwanderung aus den Olivenländern, wie denn dieser ganze Nordosten ein Kolonisationswerk des Südens ist und urbar gemacht wurde von Männern, die am Mittelmeer keine Kulturarbeit mehr zu verrichten hatten. Nun sendet er dafür seinen Bernstein, die gelbe Ambra, die kein Heide mehr, den alten Göttern zur Ehre, ins duftende Opferfeuer wirft, in den Harem des Morgenlandes.

Ueber das Kloster und das Schloß der Aebte ist die Geschichte mit wildem Brausen dahingegangen, und die Bilder der pommerellischen Herzöge und der polnischen Könige im Chorgestühl sind nun tote Wahrzeichen des einstigen Lebens. In einem Saal neben dem Kreuzgang wurde jener Frieden geschlossen, der eine Wurzel für Preußens starkes Wachstum wurde, und wenn die Kinder des Kronprinzen im Schloßpark spazieren werden, wird man ihnen vom Großen Kurfürsten erzählen, der hier der erste souveräne Herzog von Ostpreußen geworden ist. Dieser Park ist seltsam in seiner Urgroßväterode mit den endlosen, hohen, sauber beschnittenen Hecken, die man dem Terrain wie Geradhalter angelegt hat, mit den rechteckigen Teichen, die mehr eine mathematische als eine gärtnerische Arbeit sind, mit dieser ganzen paragraphierten Natur, aus der man sich freilich leicht auf den nahen Karlsberg retten kann. Von dort oben erblickt man die baltische See, und sie flutet ohne Reglement in breiten Wellen gelinde ans Ufer.

Es hat sich herausgestellt, daß das Schloß von Oliva an Altersschwäche leidet. Es mag dann nicht leicht gefallen sein, einen Ersatz zu schaffen. Man fand ihn schließlich in einer Villa in der Hauptstraße von Langfuhr. So ist der Kronprinz den Kasernen näher, aber näher auch dem Lärm der großen Stadt. Denn Langfuhr ist längst mit Danzig zusammengewachsen, und diese Hauptstraße könnte auch die Schöneberger Hauptstraße sein, wenigstens wie diese vor zehn Jahren noch aussah. In ununterbrochenem Zug lehnen sich kleinstädtische Bürgerhäuser mit noch bäurischem Charakter an dreistöckige Zinsbauten, in zahlreichen Geschäftsläden gibt es viel zu sehen und zu kaufen, und die Straßenbahnen klingeln und donnern. Es ist das typische Bild der Großstadtperipherie. Hier und da sieht man noch eine Villa, und eine von ihnen, einen sehr bescheidenen zweistöckigen gelben Backsteinbau mit dutzendmäßigem Renaissanceputz, wird die kronprinzliche Familie beziehen. Zwei benachbarte, noch einfachere Häuser sind für die Hofhaltung gemietet worden. Das Haus des Kronprinzen gehört einem Danziger Offizier und war zuletzt unbewohnt. Im Vorgarten, der es von der Straße ein wenig trennt, ist das Unkraut hochgewachsen; auch der eigentliche Garten hinter dem Hause, der sich mit schönen alten Bäumen bis an eine Nebenstraße zieht, wird neuer Pflege bedürfen. Aber die Gärtner und die Bauleute sind schon an der Arbeit. Sie sind sehr geschäftig und sehr diskret wie Geheime Hofräte. Aber man kann gewiß sein, daß sie dieses Haus nach den Angaben seiner neuen Bewohner wohnlich